

Leseprobe aus:

Ansgar Oberholz

Für Hier oder zum Mitnehmen?



Ansgar Oberholz

Für hier oder
zum Mitnehmen?

St. Oberholz – der Roman

ullstein extra

Der rote Pelz reicht nicht allein,
ein bisschen Fuchs musst du schon sein.

Ullstein extra ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH
www.ullstein-extra.de

ISBN 978-3-86493-009-6

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2012
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus der Sabon
Druck und Bindung:
Printed in Germany

6.

ÖLHALTIGE EMULSION ODER WÄSSRIGE LÖSUNG

Ich putzen Keller und ich denken, irgendwas sein komisch. Gleich so ein Gefühl von Fantasma, Gefühl von meine Oma! « Dolores, unsere kleine, quirlige spanische Reinigungskraft, atmet kräftig durch die Nase ein, die Nasenhöhlen sind durch ihr heftiges Weinen alles andere als trocken und frei. Immer wieder holt sie stotternd und aufheulend Luft, auch durch den Mund, ihre Unterlippe flattert dabei.

»Ich gucke hier und da steht Frau mit Haut blanco, Kittel blanco, und eine Kerze in Hand und gucken so von unten.« Sie spielt die Szene nach. Sie steht am unteren Ende der Kellertreppe, an die Wand gelehnt und von Milena im Arm gehalten. Dolores ist kleiner als Milena, aber im gleichen Alter. Ihre spanischen Wurzeln sind unverkennbar. Ihr schweres, glattes, schwarz glänzendes Haar bindet sie zu einem festen Zopf, während sie arbeitet. Beim Einstellungsgespräch trug sie es offen. Ihre Augen sind groß und wachsam, sie sehen aus wie mit Kajalstift umrandet, sind jedoch ungeschminkt. Ihr Oberkörper hat etwas leicht Kastenförmiges, die Kittel, die sie trägt unterstützen diese Anmutung. Ein energisches Wesen, das stets weiß, was es will.

Auf der Kellertreppe sitzen, wie im Theater, hintereinander Shanti, Magnus und ich, Reihe eins bis drei. In der Reihenfolge des jeweiligen Erscheinungszeitpunkts. Ich befinde mich

so weit oben, dass ich meinen Kopf ein wenig nach unten recken muss, damit die Kellerdecke die Szenerie, die ich immer noch nicht ganz begreife, nicht verdeckt. Ich kam als Letzter und habe den Beginn der Aufführung verpasst.

»Was ist denn hier eigentlich los?«, flüstere ich Magnus, dessen Kopf sich zwischen meinen Knien befindet, ins Ohr.

Er dreht sich zu mir um und informiert mich sehr leise: »Sie hat eine Erscheinung gehabt, eine absolute Geistererscheinung hier im Keller. Es spukt!« Er deutet in eine Ecke des Kellers, die von hier aus nicht einsehbar ist. Ich kann immer noch nicht begreifen, was hier gerade vor sich geht.

Nach der kurzen Fahrt von meiner Wohnung zum Rosenthaler Platz mit dem Fahrrad fühle ich mich einigermaßen erschöpft. Der Septembermorgen ist frisch, aber immer noch sommerlich, der Herbst lässt sich deutlich erahnen. Feuchtkühle Luft weht durch die Straßen, immer wieder wird die Sonne von dunklen, schnell ziehenden Wolken verdeckt. Ich freue mich auf den Herbst. Ich hoffe, dass es sich bei meinem Café eher um einen Schlechtwetterladen handelt und sich mit Eintreten der neuen Jahreszeit mehr Gäste einfinden werden.

In den Schläfen spüre ich meinen Puls. Selbst kleine Mengen Alkohol vertrage ich anscheinend nicht mehr gut.

»Verdammt, das war eine verdamnte Fantasma, eine Geist. Eine böse, böse Geist!« Dolores' spanisches Temperament kommt zurück. Sie trocknet ihr Gesicht mit den Oberseiten ihrer Unterarme. Milena hat sie losgelassen, damit sie besser spielen kann. Dolores schaut grimmig mit verzerrten Mundwinkeln und halb zugekniffenen, zitternden Augenlidern von unten nach oben und hält eine nicht vorhandene Kerze in beiden Händen vor der Brust. Eine Zeitlang verharret Dolores in ihrer Pose, dann entspannt sie sich.

»Sie hatte auch keine Schuhe an und blieb lange vor Dolores stehen, die sich vor Schreck nicht rühren konnte. Deshalb

schloss sie die Augen, und als sie sie wieder öffnete, war das Gespenst verschwunden.« Milena spricht zum Publikum wie eine Erzählstimme aus dem Off. Dolores nickt zustimmend mit ihrem gesamten Oberkörper, während Milena fortfährt, den Vorfall zu schildern.

»Hallo? Ist hier jeöffnet?«

Außer mir scheint niemand diese Frage gehört zu haben. Ich kann die Situation im Keller nicht einschätzen, ich will sie nicht unnötig verkomplizieren. Ich laufe um den Speisefahrstuhl herum, der sich im Durchgang zwischen Tresen und Küche befindet, halte mich an ihm fest, stecke nur den Kopf in den Tresen, während der Rest meines Körpers in der Küche bleibt.

Während der Sanierung entdeckten Handwerker den zugemauerten ehemaligen Fahrstuhlschacht mit seinen schweren Gegengewichten und verrosteten Drahtseilzügen. Leider musste der Speisefahrstuhl neu erbaut werden, die alte Technik war nicht zu retten. Unten im Schacht lag eine alte Tasse und eine Zeitung von 1928.

»Der Chef persönlich! Dit is ja eene Ehre! Womit ham wan dit vadiant?«

Die Zwillinge vom Nagelstudio stehen am Tresen. Die beiden eineiigen Schwestern schauen sich suchend um, wobei ihr Blick auch auf Stellen fällt, an denen sich rein physikalisch betrachtet keine Kellner befinden können. Hätte ich gewusst, dass es sich um die beiden handelt, hätte ich jede Verkomplizierung des Kellertheaters billigend in Kauf genommen.

»Komme sofort!« Ich winke freundlich in den Tresen, drehe mich in die Küche, blicke zur Decke und auf die Kellerterrasse, die immer noch das gleiche Bild zeigt, und stelle mich freiwillig. Sobald ich den Tresen betrete, schalte ich um auf Autopilot, Eiskunstläufern gleich, die selbst lächeln, wenn sie auf das Eis stürzen.

»Mensch, Chef, läuft langsam bisschen besser, wie man so sieht und so hört, wa?«

Die Schwestern sprechen meist in sauberem Wechsel, erst die eine, dann die andere. Schräg gegenüber in der Torstraße betreiben sie ein Geschäft für Maniküre und Pediküre, kurz Nagelstudio, seit Ende der siebziger Jahre, also bereits fünf- undzwanzig Jahre lang. Sie sind Rosenthaler-Platz-Urgesteine, hatten sich mir schon während der Bauphase vorgestellt, die neuen Nachbarn. Sie kennen viele Geschichten über den Platz und konnten ihr Nagelstudio auch im Sozialismus immer als privaten Betrieb führen. Laut eigener Aussage war den Frauen in der DDR die Pflege der Hände und Füße außerordentlich wichtig, und die Geschäfte liefen gut.

Sie tragen meist unterschiedliche Kleidung, die aber farblich aufeinander abgestimmt ist. Adrette Frauenkostüme, etwas altertümlich, mit Hollywoodeinschlag, Sonnenbrillen gerne auch bei schlechtem Wetter. Die kurzen, sichtlich gefärbten Haare sind stets akkurat frisiert. Sie besitzen einen kleinen faltigen Hund, der auf den Namen Püppi hört und der selten selber läuft, sondern in der Regel bei einem der beiden auf dem Arm sitzt. Püppis Zunge hängt stets hechelnd aus dem Mund. Die Zwillinge sehen jünger aus, als sie sind, ich schätze sie auf Anfang fünfzig. In einer festen Beziehung stecken sie bloß mit sich selber. Sie verkörpern so etwas wie ein privates Ordnungsamt am Rosenthaler Platz.

»Ja, doch, kann man so sagen, vor allem die Abende werden besser. Und ich glaube, wenn jetzt erst mal der Herbst richtig losgeht, dann steigen auch die Umsätze.«

»Vastehe. Dann musste vielleicht ooch nücht ma selba inn Tresen?«

Heute sind sie in Hellblau gekleidet, die Nägel auch.

»Das ist jetzt nur ein Notfall. Die Mitarbeiter haben im Keller zu tun.«

»Wat is denn so Wischtijet im Keller, dass du hier oben den Laden schmeißt? Brennt dit da unten?« Sie lachen sich gegenseitig an.

»Was wollt ihr denn bestellen?« Ich versuche die Neugierde der beiden zu ersticken.

»Oh, scheint ja wat ganz Jeheimet da im Jeheimkeller zu sein, wa?«

Das sagen sie zu sich, nicht zu mir. Die Zwillinge sprechen oft so miteinander, als sei man gar nicht anwesend, lautes Denken. Dabei wirken sie wie zwei kommunizierende Gehirnhälften, der dritte Gesprächsteilnehmer dient als Balken, der die beiden Hälften verbindet, er lernt das Gefühl kennen, das man haben muss, wenn man Gedanken lesen kann.

»Ja, sehr jeheim, wiet aussieht!«, antwortet die andere Gehirnhälfte. Ich überlege, welche von beiden die linke, also eher rationale, und welche die rechte, eher emotionale Hälfte repräsentiert.

»Ach, nichts Dramatisches«, sage ich. Ich gebe mich geschlagen, will diesem öffentlichen inneren Monolog nicht weiter ausgesetzt sein. »Unsere Putzfrau hat eben angeblich ein Gespenst im Keller gesehen.«

In dem Moment, in dem ich es ausspreche, komme ich mir lächerlich vor und wundere mich über mich selber. Die Szene, die sich da im Keller abspielt, ist völlig absurd, und ich sollte nicht nach außen tragen, dass ich Mitarbeiter habe, die an Gespenster glauben. Und dann serviere ich diesen Sachverhalt auch noch brühwarm den Sheriffs vom Rosenthaler Platz. Mit den Effekten des viralen Marketings kenne ich mich aus. Bevor die Zwillinge sich über mich lustig machen können, setze ich nach: »Eine spanische Putzfrau vom Lande. In Spanien glauben die an so einen Quatsch! Was darf es denn nun sein, meine lieben Nachbarn?«

Die Zwillinge schauen sich an und sagen eine Zeitlang gar nichts.

»Der weiß wohl nicht, was hier schon alles passiert ist«, setzen sie nach einer Schweigeminute an, »da sollten wir ihm mal eine kleine Nachhilfestunde geben.«

Unwillkürlich weckt das meine Neugierde, gleichzeitig überfällt mich ein leichtes Gruseln. Die Zwillinge sprechen Hochdeutsch und sind todernst dabei.

»Jetzt habt ihr mich aber neugierig gemacht.« Vielleicht kann ich sie an meine Anwesenheit erinnern und ermuntern, direkt mit mir zu sprechen. Ich winke mit meiner Hand neben meinem Kopf.

»Also pass mal uff, Kleener. Dieset Haus hier, deine Bude, dein Kaffeeboot, oder wie auch immer. Das hat eine lange und aufregende Geschichte hinter sich. Hier hat sich so einiges abgespielt.«

Wenn sie Hochdeutsch reden, bekommen ihre Aussagen eine gewisse Strenge und Wichtigkeit. Klein komme ich mir vor. Und ängstlich. Ich versuche mich wie ein Erwachsener zu benehmen: »Das weiß ich doch ...«

»Aber du weißt nicht alles.« Jetzt spricht der andere Zwilling. »Zu Nazizeiten ist hier mal eine Putzfrau während der Nachtschicht im Keller verstorben. Das hat man tagelang nicht bemerkt, erst am Verwesungsgeruch, die muss wohl an einer ganz ungünstigen Stelle gelegen haben.«

Verschiedene abgelegene Stellen des verwinkelten Kellers tauchen vor meinem geistigen Auge auf.

Der andere Zwilling schließt den Bericht ab: »So, nu wees- te n bisschen besser Bescheid.«

»Aber was soll das denn mit dem Gespenst im Keller zu tun haben?« Nun will ich alles wissen.

Leider haben die Zwillinge die direkte Ansprache nach außen zu diesem Thema offiziell abgeschlossen. »Der klee-

ne Wessi schnallt dit nich!« Das »nich« wird besonders lang gezogen und der Kopf nach vorne gebeugt, die Augen aufgerissen. Die andere Schwester schüttelt mit verkniffener Miene den Kopf.

»Wat wolln wa nu trinken, noch n Kaffee?«, fragt die eine.

»Ja«, sagt die andere, »der is ja ganz lecker hier.«

Wieder Ansagerwechsel, wie in modernen Nachrichtensendungen: und jetzt der Überblick.

»Zwei Kaffee!« Dabei hält sie zwei Finger der rechten Hand nach oben, wie ein Victoryzeichen. Ihr Blick rutscht von mir ab, sie schaut an mir vorbei, die Augen stellen auf etwas scharf, das sich hinter mir befinden muss. In dem Moment fasst mich jemand an die Schulter, ich zucke zusammen.

»Für hier oder zum Mitnehmen?« Magnus' Stimme ertönt wie von weit entfernt, obwohl er nahe bei mir ist.

Hätten sie bei mir bestellt, wäre mir die Frage gar nicht in den Sinn gekommen.

»Zum Mitnehmen, oda?« Die beiden Hälften nicken sich zu. »Mitnehmen! Wir müssen Püppi noch umm Block bringen, bevor wa uffschließen.«

»Ja, gerne, mach ich sofort«, sagt Magnus freundlich professionell. »Darf es sonst noch was sein?«

»Nee, lass ma, danke.«

»Das macht dann drei Euro, bitte.« Magnus wendet sich der Kaffeemaschine zu, während die Zwillinge in ihrem Portemonnaie Kleingeld zusammensuchen.

Fasziniert schaue ich Magnus' sicheren Handgriffen zu. Er hat mich in ein Beschäftigungsvakuum gestoßen, ich verabschiede mich höflich. Abwesend nicken die Zwillinge, vielleicht als Reaktion auf meinen Gruß. Die Kaffeemaschine brummt beruhigend.

In der Küche sieht es aus, als hätte jemand alle Töpfe, Pfannen und Kleingeräte ausgepackt und zu Präsentationszwecken arrangiert, vergleichbar dem Verkaufstand einer Haushaltsauflösung. Die Vorführung im Keller ist also beendet, Shanti sucht den großen Schneebesen, er will Bircher Müsli nachproduzieren. Dolores und Milena stehen am Fenster.

»Dolores, was ist denn nun eigentlich passiert?« Ich wundere mich über meine Gereiztheit. Aber hier sollte schnellstmöglich Arbeitsalltag einkehren, schon wieder vergeude ich Zeit mit den Wehwehchen meiner Angestellten. Ich werde die Gespenstergeschichte schnell auflösen.

»Dolores hatte heute Nacht im Keller eine Erscheinung. Als sie dort putzen wollte, stand plötzlich eine Frau vor ihr, die sie noch nie gesehen hatte.« Erneut übernimmt Milena für Dolores das Sprechen, die bei dem Wort ›Frau‹ heftig aufheult. An Fadogesänge erinnern die Laute, die sie von sich gibt.

»Nun gut.« Ich versuche einzulenken, das muss sich doch klären lassen. »War das vielleicht ein übriggebliebener Gast oder ein sehr früher Lieferant? Was hat die Frau denn gesagt?«

»Dolores«, Milena beugt sich zu ihr hinab und spricht etwas lauter, sehr deutlich und langsam, »hat die Frau was zu dir gesagt? Nein, oder?«

Dolores schüttelt den Kopf.

»Sie hat nichts gesagt«, berichtet Milena.

Gestern hatte ich noch gedacht, Milena endlich Zaumzeug angelegt zu haben. Über Nacht hat sie es wieder abgestreift und scheint unbändiger denn je zu sein. Dass Dolores an Übersinnliches glaubt, kann ich akzeptieren. Aber Milena reitet auf dieser Welle, um wieder einen Ausnahmezustand zu kreieren, mit dessen Hilfe sie das Café nach ihren Vorstellungen leiten will.

»Wenn das mein Laden wäre, würde ich ein Medium herbestellen, um die Angelegenheit zu klären. Damit ist nicht zu spaßen.« Shanti sucht noch immer den großen Schneebesen, auch für ihn ist die Geschichte realistisch und völlig normal.

»Nein, wir brauchen kein Medium, weil es hier keine Gespenster gibt.« Ich werde unruhig, ich kann nicht glauben, worüber ich gerade mit erwachsenen Menschen spreche, mit Menschen, mit deren Hilfe ich ein Unternehmen aufbauen will. »Das Gespenst ist weg. Besser gesagt, es war nie da. Es ist nur eine – wie soll ich sagen – wie eine Fata Morgana. Lasst uns einfach abwarten, es wird nichts mehr vorfallen, das garantiere ich.«

Es gelingt mir nun besser, meine Gereiztheit zu unterdrücken. Die Lage beruhigt sich, ein Rest von Vernunftgefühl macht sich in der Küche breit.

»Das mit der Naziputzfrau ist ja der Hammer. Kein Wunder, dass die absolut da in dem Keller wohnt!« Magnus kommt aufgeregt herein und zertrampelt mein kleines Pflänzchen Vernunft, das ich gerade zärtlich aufgezogen hatte.

Magnus erzählt die Spukgeschichte der Zwillinge, alle sind erschrocken, reden durcheinander. Dolores hält die Hände vor das Gesicht und murmelt spanische Gottesanrufungen, Magnus redet von schwarzer Magie der SS und Milena von Realitätsverlust, Shanti sagt immer wieder nur das Wort ›Medium‹, und ich sage nichts.

Dolores stellt sich sehr nah vor mich und schaut mich böse an.

»Du nix sagen von böse Naziputzfrau, du sagen Dolores balla balla.« Mit ihren Fäusten trommelt sie auf mich ein. Behutsam, aber bestimmt halte ich ihre Hände fest, sie heult auf, dreht ihren Kopf zur Seite, sinkt nach vorne und legt ihr Gesicht bebend, erschöpft schluchzend auf meine Brust. Ihre

Hände, die ich immer noch halte, sind klein, kräftig und ausgesprochen rau.

Alle sind verstummt. Magnus löst Dolores aus meinem Griff, umarmt sie und stellt sich ein wenig abseits mit ihr, soweit das in der Küche möglich ist. Sie scheint den Brustwechsel nicht zu bemerken. Milena fährt mich an: »Hast du von der Naziputzfrau gewusst?«

»Wer sagt denn, dass die arme Frau ein Nazi war? Nur weil sie in den dreißiger Jahren in Berlin gelebt hat? Lasst doch bitte einen Fachmann entscheiden, ob es hier spukt oder nicht. Ich werde mit dem Medium einen Termin vereinbaren.« Milenas Frage weiche ich aus, ich will das Thema endlich beenden.

Draußen haben sich die einzelnen grauen Wolken am Himmel zu einem Teppich verdichtet, der die Morgensonne verdeckt, unwirkliches, apokalyptisches Licht fällt durch das Küchenfenster herein, es ist fast so dunkel, als wäre es bereits Abend. Ich schalte das große Neonlicht an der Decke ein. Alle blinzeln ein wenig und wirken, als wären sie gerade aufgewacht.

Shanti streckt mir sein Mobiltelefon entgegen: »Ist schon gewählt, du musst nur noch warten, bis das Medium abhebt, dann kannst du gleich einen Termin ausmachen.«

Es ist so ruhig, dass man das Freizeichen hören kann. Ich nehme das Telefon entgegen, drücke den roten Knopf.

»Ich rufe heute noch an, das verspreche ich. Aber nicht jetzt.«

Ein heftiger Platzregen beginnt zu fallen und unterlegt alles mit dumpfem, sattem Rauschen, das durch das geschlossene Fenster dringt.

»Ich nicht balla balla, ich kann sehen Gespenst. Ich nicht mehr arbeiten alleine in Keller. Ich jetzt kommen später morgens, erst wenn Shanti da«, protestiert Dolores.

Ich nicke müde.

»Du musst was unternehmen, das musst du mir versprechen. Dolores tut mir sehr leid und ich ... ich hatte auch schon oft ein merkwürdiges Gefühl hier im Laden. Vielleicht ist das ja der Fluch, der immer wieder für das Scheitern in diesem Haus sorgt?«

Milena ist außerordentlich engagiert und überzeugt von dem, was sie sagt. Sie tritt behutsam an mich heran und streichelt mir kurz sanft über die Brust, als wolle sie fühlen, ob die Flecken von Dolores Tränen echt seien. Shanti und Magnus stimmen ihr schweigend zu. Mit allen möglichen Problemen hatte ich gerechnet und die meisten davon auch bekommen. Mit einer herumpukenden Naziputzfrau, vielmehr mit Mitarbeitern, die an eine angeblich herumpukende Naziputzfrau glauben, hatte ich nicht gerechnet. Auch dafür werde ich eine Lösung finden.

»Ich kümmere mich um das Problem, Milena, das verspreche ich dir. Aber bitte geht jetzt zurück auf eure Gefechtsstationen.« Ich klatsche in die Hände. »Falls du den Schneebesen noch suchen solltest, Shanti, der hängt dort über dem Herd.«

Wie aufgeschreckte Tauben unter Morphiumeinfluss beginnen meine Mitarbeiter, sich langsam und mürrisch zu bewegen, sie strecken und sie mühen sich, es gibt nichts Bedrohlicheres für sie als den normalen Arbeitsalltag. Milena nehme ich fest in den Arm und schiebe sie in Richtung Tresen, lasse sie los, gebe ihr einen kleinen Schubs und sie geht selbstständig weiter. Magnus folgt ihr, Shanti nimmt seufzend den großen Schneebesen von der Wand. Während er das Müsli anrührt, beseitige ich das Chaos in der Küche, das er während seiner Suche angerichtet hat. Als Gastronomeuling komme ich mir immer wieder vor wie ein kleines Kind in einer Küche von Erwachsenen. Die Geräte sind alle deutlich

größer, als man das aus dem Hausgebrauch kennt. Der Herd, der Mixer, die Töpfe, die Verpackungseinheiten und auch der Schneebesen.

»Das Medium legt mir ab und zu die Karten«, berichtet Shanti, während er rührt. »Alles, was es vorhersagt, trifft auch ein. Den Job hier hatte es auch prophezeit. Dass es hier nicht mit rechten Dingen zugeht, ist doch offensichtlich.«

Er hebt den Schneebesen, zeigt mit der anderen Hand darauf und blickt mich bestätigungssuchend an. Dann reicht er mir zwei Zettel. Das eine ist eine Liste mit Lebensmitteln, die ich nachkaufen soll. Das andere Blatt trägt die Telefonnummer des Mediums. Darunter hat er geschrieben: »Ruf an!«

Dass ich Lebensmittel nachkaufen muss, ist ein gutes Zeichen. Allerdings befindet sich ein Großteil davon nun in den Verdauungstrakten von Frau Melanowski und ihren Freundinnen im St.-Antonius-Stift, ohne Umsatz erzeugt zu haben. Die Lieferanten werden uns erst nach Begleichung der offenen Rechnungen wieder beliefern, dann auch nicht mehr auf Kommissionsbasis, sondern gegen Barzahlung. Wenn ich aber die alten Kommissionsrechnungen begleiche, bleibt kein Geld für die Barzahlung. Das bedeutet Einkauf im Supermarkt.

Im Beisein von Shanti rufe ich das Medium an. Meine letzte Hoffnung ist, dass es mir schon am Telefon Entwarnung geben kann und die Sache damit auf dem kleinen Dienstweg erledigt wird. Shanti wäre dann mein Zeuge.

In der Telefonnummer befinden sich drei Sechsen hintereinander. Ich frage mich, ob das Zufall oder Marketing ist, als sich eine Frau mit einer jungen, frischen Stimme meldet. Erwartet hatte ich einen rauen, dunklen, alten Klang. Bevor ich ihr den Vorfall schildere, stelle ich klar, dass ich nicht an Gespenster und sonstige Geistererscheinungen glaube,

sich in meinem Team aber Mitglieder befänden, die das gänzlich anders sähen. Ich würde deshalb Unterstützung von ihr erhoffen und ihren Rat benötigen. Meinem Wunsch nach fernmündlicher Klärung der Angelegenheit im Sinne einer Service-Hotline kann sie leider nicht Folge leisten.

»Diese Telefonmethode, von der Sie sprechen, ist mir völlig unbekannt. Nur ein Ortstermin kann hier Gewissheit verschaffen. Wenn es denn so dringend ist, kann ich gleich morgen früh um neun Uhr vorbeikommen.«

Offenbar an Ungläubige gewöhnt, informiert sie gelassen und ruhig, ohne jeden Versuch, mich zu missionieren. Ich gebe mich geschlagen.

»Morgen um neun ist perfekt!«

Shanti nickt mir zufrieden zu und rührt meditativ im Bircher Müsli.

Vorne im Tresen bedient Magnus, eine kleine Schlange von drei Gästen steht dort. Einige Tische sind schon besetzt. Er verrichtet seine Arbeit zügig.

Milena steht weiter hinten im Tresen und spricht mit Howard Carpendale. Dieses Problem sollte gelöst sein. Sie hat, seit ich sie aus der Küche geschoben habe, noch kein großes Wegstück zurückgelegt. Es fällt mir schwer zu entscheiden, was wichtiger ist: dass sich Milena mit dem amerikanischen Gast gut versteht, oder dass unsere neuen Gäste in der Schlange nicht lange warten müssen. Ich löse das Problem, indem ich selber nach vorne gehe und bediene.

Um die erste Bestellung zu produzieren, stelle ich mich zu Magnus an die Kaffeemaschine. Jeder von uns benutzt eine Gruppe der Maschine. In den letzten Tagen hatte ich es schon bereut, eine große zweigruppige anstatt einer viel günstigeren eingruppigen gekauft zu haben. Aber der Verkäufer hatte mir unbedingt zu einer größeren Macchina geraten.

Nun stehe ich mit Magnus vor dem guten Stück. Es ist das Herzstück des Tresens, der Tresen ist das Herzstück des Cafés. Ich befülle den Siebträger mit frisch gemahlenem Espressopulver und hänge ihn in die Brühgruppe ein. »Halbautomatische Espressomaschine« ist die korrekte Bezeichnung für das Gerät. Mit Automatik ist lediglich gemeint, dass die Wassermenge elektronisch gesteuert wird. Auf Knopfdruck wird das heiße Wasser mit hohem Druck durch das Espressopulver im Siebträger gepresst. Die Zeit, die das Wasser benötigt, um die psychotrope, koffeinhaltige Substanz zu passieren, ist entscheidend für die Qualität des Kaffees. Ist sie zu kurz, wird er zu sauer, ist sie zu lang, wird er zu bitter. Wird das Getränk mit einer professionellen Maschine zubereitet, ist es, wissenschaftlich betrachtet, eine ölhaltige Emulsion und nicht, wie bei normaler Zubereitung, eine wässrige Lösung. Darauf beruhen die grundlegend unterschiedlichen Geschmackserlebnisse.

»Lass mal gut sein. Es geht absolut besser alleine.« Magnus klopft mir auf die Schulter, so dass der Kaffee in der randvollen Tasse, die ich bereits in der Hand halte, um sie vorsichtig zum Kunden zu balancieren, überschwappt.

Ich lächele den Gast entschuldigend an, er hat den Vorgang beobachtet. »Na, den machen wir gleich mal wieder frisch«, sage ich. »Magnus, kannst du das bitte übernehmen? Eine Tasse Kaffee für den Herrn dort drüben.«

Mit der Tasse in der Hand gehe ich an Milena vorbei, die immer noch mit Howard Carpendale spricht, sich aber bereits in der Verabschiedungsphase befindet. Sie hält eine Visitenkarte des Porno-Cutters in den Händen und entlässt ihn mit Küsschen links, Küsschen rechts.

Ich schütte den Kaffee weg und stelle Tasse und Untertasse in den geöffneten Speisefahrstuhl, der in ruhendem Zustand als Durchreiche zwischen Tresen und Küche genutzt wird.

Milena klatscht in die Hände, zwinkert mir zu, Daumen hoch, und stürmt nach vorne, um den Rest der kleinen Gast-schlange abzuarbeiten.

Fit am Rosenthaler Platz, so heißt das Sportstudio direkt gegenüber auf der anderen Seite. Das Eckhaus, in dem es sich befindet, hat eine sehr breite Front, es steht im Fünfundvierzig-Grad-Winkel zu Brunnen- und Torstraße. Das Sportstudio füllt das gesamte erste Stockwerk aus. Es ist schon recht lange an diesem Ort, authentisch in der Tradition des Rosenthaler Platzes. Konzeptionelle Nähe besteht eher zu den Imbissbuden in unmittelbarer Umgebung, als zum schräg gegenüberliegenden Yogazentrum in der Torstraße. Schick ist es hier nicht, eher rüdig. Die Klientel entspricht einerseits dem Interieur, andererseits mischt sich zwangsläufig echtes, klassisches Berlin-Mitte-Hipster-Publikum darunter.

Die Laufbänder sind so an den Fenstern positioniert, dass die Läufer auf den Platz schauen und damit auf das Gebäude, in dem sich das Café befindet. Auf einem dieser Laufbänder befinde ich mich.

Nach der Geisterscheinung zog es mich nach draußen, raus aus meinem Laden. Ich bin wütend und fühle mich fremdgesteuert. Ich tue Dinge, die ich nicht tun möchte. Vielleicht hätte ich besser einfach mal auf den Tisch gehauen und autoritär reagiert. Bei dieser Vorstellung überkommt mich Schamgefühl. In letzter Zeit flüchte ich öfter Mal in das nahe gelegene Sportstudio, um durch körperliche Ertüchtigung die Nerven zu beruhigen.

Nachdem ich die Situation geklärt hatte, schnappte ich mir im Keller mein Sportzeug und ging durch den Lieferantenausgang hinaus. Wann und wo ich Sport treibe, müssen meine Mitarbeiter nicht wissen. Auch nicht, welchen Ausblick ich dabei habe.

Das Fenster, durch das ich blicke, ist angekippt, es strömt feuchte, kalte Luft herein. Sie ist kräftig vermischt mit Zwiebel- und Knoblauchgeruch, direkt unterhalb befindet sich einer der drei Dönerimbisse am Platz, der schon morgens konsequentes Duftmarketing betreibt.

So wie ich die Lage von hier aus bewerten kann, haben Milena und Shanti sich in die Nähe von Magnus an den Tresen gesellt. Immer wieder kommen Gäste herein, aber meine Freude darüber schlägt um in Entsetzen. Nachdem Milena die ersten Gäste aufmerksam und höflich bediente, ist sie etwas später von der Unterhaltung mit Magnus und Shanti so abgelenkt, dass sie einen Gast missachtet. Er muss durch Handzeichen auf sich aufmerksam machen, dann erst wendet Milena sich ihm zu. Shanti verschwindet gleichzeitig in die Küche, als würde er durch den Gast an sein Bircher Müsli erinnert.

Anschließend stehen Magnus und Milena dicht beieinander, Magnus berührt sie mehrmals an der Hand, einen Nasen-Eskimokuss darf ich gar beobachten. Der Maßstab, den ich hier sehe, entspricht ungefähr Märklin H0, mein Blick wackelt durch die Laufbewegung, vielleicht handelt es sich um eine optische Täuschung.

Fahranfängern ähnlich, die beim Blick über die Schulter auch das Lenkrad in die gleiche Richtung drehen, setze ich unwillkürlich die Laufrichtung der Blickrichtung gleich, mein Laufrhythmus gerät aus dem Gleichgewicht. Durch zwei, drei schnelle Korrekturschritte verhindere ich einen Sturz. Die anderen Laufbandkollegen tun so, als hätten sie nichts bemerkt.

Die Geistergeschichte der Zwillinge ist in den letzten Jahrzehnten sicher mündlich überliefert worden, so wie es derzeit in meinem Café praktiziert wird. So absurd, wie sie ist, so schnell mag sie wieder verschwinden. Wer will denn wissen, ob die wiedergängerische Reinigungskraft in der NSDAP war? Naziputzfrau! Das hatten die Zwillinge gar nicht so dargestellt. Soll Dolores doch bei ihrer nächsten Begegnung das Gespenst mal fragen, wie es zur Partei stand!

Wieder winkt ein Gast nach Milena, Magnus hält sie kurz am Arm und geht statt ihrer in den Tresen, sie soll mal eine Pause machen können. Er läuft eng hinter ihr vorbei und ich meine zu erkennen, dass er im Vorübergehen mit seiner Hand ganz leicht ihren Po berührt.

Mir fällt ein, dass ich gar nicht weiß, ob Magnus eine Rote Karte besitzt. Die Rote Karte ist der Nachweis über die Belehrung nach dem Infektionsschutzgesetz, die jeder Mensch, der beruflich mit der Verteilung von Lebensmitteln zu tun hat, an seiner Arbeitsstätte hinterlegen muss. Ist sie bei einer Kontrolle des Hygieneamtes nicht vorhanden oder später nachweisbar, so werden empfindliche Bußgelder fällig. Für den Betreiber, nicht für den Mitarbeiter, wohlgemerkt.

Endgültig vom Laufband treibt mich die nächste Szene. Wieder wird ein Gast missachtet, aber der macht sich nicht die Mühe, nach der Bedienung zu winken, sondern verlässt das Café, ohne etwas bestellt zu haben. Milena und Magnus unterhalten sich angeregt, dabei rauchen sie eine Zigarette.

Den kleinen, recht schmutzigen Duschraum ohne Tageslicht teile ich mir mit zwei echten Gorillas. Extrem muskulös, aber auch extrem bauchig. Feste, dralle Kugeln tragen sie vor sich her, nicht schwabbelig, sondern stramm.

Durch ihre laut geführte Duschunterhaltung erfahre ich, dass die beiden bei einem privaten Sicherheitsdienst arbeiten,

der für die Drogeriemarktkette Schlecker tätig ist. So sehen also die Menschen unter den grauen Lederoveralls aus, die mit ihren Mopeds oft im Stadtbild zu sehen sind und stichprobenartig Schleckerfilialen überwachen. An Tätowierungen wurde bei beiden nicht gespart. Der eine trägt einen Bürstenschnitt, dessen obere Hälfte wasserstoffblond gefärbt ist.

In ihrem Gespräch geht es nicht um Sicherheitsbranchenfachsimelei, sondern vornehmlich um die Mitarbeiterinnen der Filialen. Von den Schlecker-Mitarbeiterinnen begehren und umwerben sie die eine oder andere. In manche Filialen scheinen sich die begehrenswerteren Modelle regelrecht zu häufen.

»Auf meiner Dienstagstour ziehe ich nun schon seit einem Monat in der Filiale Raumer Straße immer wieder die gleiche Nummer ab. Bei der kleinen Brünetten.« Er blickt seinen Kollegen an, der ihm zunickt, er weiß, welche Brünette gemeint ist. »Jedenfalls kaufe ich am Ende der Runde immer eine Zwölferpackung Kondome, die ›Durex Performa XXL‹, die mit dem Tacho vorne drauf.« Wieder blickt er seinen Kollegen an, und der weiß wieder, was gemeint ist. »Jede Woche lege ich die Dinger bei ihr auf das Kassenband, und sie bongt sie ein, ohne mit der Wimper zu zucken. Keine Regung. Nichts. Ist das zu glauben?«

Der Kollege schüttelt den Kopf. Ich wage nicht, durch eine Blickkontrolle zu überprüfen, ob die Kondomgröße angemessen ist oder nicht.

Bei Schlecker sind mir die weiblichen Mitarbeiter noch nie aufgefallen, nur, dass achtundvierzig Stunden vor dem ersten Mai konsequent alle Schaufenster aller Filialen mit Holz verbarriadiert werden. Ob das für mein Café auch nötig ist?

Ich sehne mich nach dem Leben der beiden Gorillas. Wieso kann ich nicht einfach in einem grauen Lederoverall von einem Flirt zum nächsten fahren und dafür ein regelmäßiges

Einkommen erhalten? Aber zur Not kann ich das ja immer noch tun. Insolvenz anmelden, Moped fahren, flirten.

Als die beiden damit beginnen, sich am ganzen Körper zu rasieren, beende ich meinen Duschvorgang. Ich habe mit *meinen* Mitarbeitern einiges zu klären.

8.

FRISCHER SAFT UND SCHLECHTES WETTER

Mit der Sporttasche in der Hand rausche ich in mein Café. Der kleine Kater, das fehlende Frühstück, die unausgewogene, hohe Belastung im Fit-Sportstudio, das hilflose Gefühl gegenüber Mitarbeitern und Gespenstern, die Geldsorgen, all das überkommt mich, als ich Milena auf das Thema ›Aufmerksamkeit am Gast‹ ansprechen will. Traurig und klein fühle ich mich. Am liebsten würde ich alles hinschmeißen und zurück in die Dusche, mich am ganzen Körper rasieren und über Schleckermädchen fachsimpeln. Schweiß rinnt über mein Gesicht.

Milena hat einen Gast bedient und kommt unvermittelt auf mich zu. Offen, fröhlich und gut schaut sie aus.

»Was ist denn mit dir passiert?«, fragt sie mit echtem Interesse. »Du bist ja knallrot und kreidebleich gefleckt. Wo kommst du denn her?«

»Vom Sport«, gebe ich matt zurück und zeige auf das gegenüberliegende Haus. Mein Ärger ist Erschöpfung und Resignation gewichen. Milenas Blick folgt meiner Geste, sie versteht nicht, wo oder wie man in dieser Richtung Sport treiben könnte und schaut mich skeptisch an. Sie tupft mir mütterlich mit einer Papierserviette den Schweiß von der Stirn. Verwirrt erscheine ich ihr vermutlich. Ich habe es mit dem Sport übertrieben, mein Kreislauf droht abzusacken, das

spüre ich nun erst, und Milenas besorgtes Gesicht bestätigt mir diesen Zustand.

»Ich mache dir erst mal einen frischen Saft. Das wird dir helfen.«

Der Zentrifugalentsafter direkt vor mir heult auf, Milena lässt in seinem zylindrischen Eingang einen Apfel, zwei geschälte Orangen, ein Stück Ingwer und eine große Möhre verschwinden. Unter dem Eingang befindet sich eine mit hoher Geschwindigkeit und kräftigem Drehmoment rotierende Metallscheibe mit etlichen kleinen Messern darauf. Diese Messer zerreißten und zerhacken die Frucht, sie spalten sie derartig auf, dass sich Festes von Flüssigem trennen kann. An die Metallscheibe schließt sich ein konisch geformtes, engmaschiges Sieb an. Die Flüssigkeit wird durch die Zentrifugalkraft nach außen durch das Sieb gedrückt und in einer Kammer gesammelt, deren Ausguss das Saftglas befüllt. Der feste Bestandteil der Frucht kann nicht durch das Sieb hindurch und wird aufgrund der gleichen Kraft und der konisch erweiterten Form immer weiter nach oben verschoben, bis er, über den Rand geschleudert, in die Tresterkammer gelangt, die hin und wieder geleert werden muss.

Am ehesten lässt sich der Vorgang mit dem Schleudern von Wäsche vergleichen. Nur die Wertigkeit der Produkte steht im Gegensatz. Bei der Wäsche ist das Feste das Wertvolle, das zu Erhaltende.

Milena stellt ein großes, mit frischem Saft gefülltes Glas vor mich auf den Tresen, darin steckt ein dicker, transparenter Plastikstrohhalm.

»Nun erzähl doch mal, was ist denn passiert? Hast du auch eine Erscheinung gehabt?«

Magnus rückt näher an mich heran, ursprünglich saß er auf der anderen Seite des Tresendurchgangs. Er legt fürsorglich einen Arm um mich. Aufgrund der Kreislaufprobleme

ist mein Blickfeld etwas eingeschränkt. Die Umarmung ist gut gemeint, aber unvermittelt steigern meine Schweißsporen ihre Produktion. Sanft schiebe ich Magnus' Arm beiseite, ich kann nichts sagen, da ich mich zu schwach fühle. Ich entledige mich meiner Jacke und meines Pullovers und sauge gierig an dem frisch gepressten Saft. Schlagartig geht es mir etwas besser. Unterdessen bedient Milena einen Gast, so wie ich es mir wünsche: aufmerksam, zügig und freundlich. Kleiner Smalltalk. Vielen Dank, auf Wiedersehen. Bis bald mal wieder.

»Milena, du musst bitte mehr auf den Tresen vorne achten, auf die Gäste.« Meine Stimme klingt heiser, ich räuspere mich. Milena schaut mich an, als hätte sie mich nicht verstanden, folglich wiederhole ich den Satz lauter.

Milena sieht Magnus an, der sagt: »Du, das war alles absolut ein bisschen viel heute Morgen. Für uns alle insgesamt. Aber die Milena, die ist super aufmerksam mit die Gästen. Das stimmt gar nicht, was du da sagst.«

Er legt dabei eine Hand auf meine Schulter und neigt sich nach vorne, um mir direkt ins Gesicht blicken zu können.

»Magnus, ich glaube, das muss ich ausnahmsweise mal mit Milena alleine besprechen.«

»Na klar. Absolut kein Problem.« Er zieht sich wieder an das andere Tresenstück jenseits des Durchganges zurück.

»Aber was meinst du denn?«, fragt Milena ungläubig. Auch sie berührt mich, diesmal an der Hand. Ich bekomme eine leichte Ahnung davon, wie sich Missbrauchsoffer fühlen müssen.

»Ich meine damit, dass du einen Gast sofort bedienen musst, sobald er hereinkommt. Das ist wichtig.«

»Ja, das ist mir auch wichtig. Und das mache ich ja. Ich bin doch keine Anfängerin.«

»Vorhin musste ein Gast winken, um deine Aufmerksamkeit zu erhalten, und dann ist ein anderer, den du nicht gesehen hast, wieder hinausgegangen, ohne etwas zu bestellen.«

»Hier ist mittlerweile ja auch was los, da können schon mal Wartezeiten entstehen, das müssen die Gäste doch kapiieren. Die wollen ja hier nicht wie bei McDonald's abgefertigt werden, und selbst da muss man warten. Ich habe ja auch hin und wieder andere Dinge zu tun, wie Gläser polieren zum Beispiel. Und den Gästen durch Gespräche ein gutes Gefühl zu vermitteln ist doch wohl auch wichtig? Vielleicht sollten wir morgens eine zweite Kellnerin im Tresen haben, wie abends.«

»Dass die Gäste sofort bedient werden und vor allem nicht wieder hinausgehen, ohne etwas zu kaufen, muss das oberste Gebot sein. Dafür müssen alle anderen Tätigkeiten unterbrochen werden. Wenn das mit der Entwicklung der Gästezahl so weitergeht, dann können wir tatsächlich überlegen, ob die Schichten morgens besser doppelt besetzt sein sollten. Aber im Moment können wir uns das finanziell gar nicht leisten. Also müssen erst mehr Gäste her. Und zwar indem du dich an das gerade geschilderte oberste Gebot hältst.«

»Da gebe ich dir recht, eine zweite Schicht morgens wäre eine echte Verbesserung. Fühlst du dich denn jetzt wohler? Warst du wirklich beim Sport?«

»Ja, ich habe es dort wohl etwas übertrieben. Machst du mir bitte noch einen Saft? Ich nehme ihn mit ins Büro.«

Mit dem zweiten Saft sitze ich, schon etwas gestärkt, an meinem Schreibtisch und erhole mich. Diese Sache hätte ich mit Milena geklärt. Mein Kreislauf stabilisiert sich. Im Lüftungsraum wird es dem Jahreszeitenwechsel entsprechend langsam kühler. Im Sommer war es stickig und warm. Es befindet sich

keine Heizung hier. Einen strombetriebenen Ölradiator werde ich kaufen müssen.

Ich rufe Klamotte wegen des fehlenden ›k‹ an der Tafel an. Er will wissen, ob es irgendein ›k‹ aus dem Baumarkt sein darf, oder ob es ein bestimmtes ›k‹ sein muss. Ich bestehe auf einem passenden weißen ›k‹ vom Schildermacher. Klamotte gibt zu bedenken, dass der Schildermacher diesen Auftrag nicht für lukrativ erachten könnte. Ich ermuntere ihn, den Schildermacher trotzdem zu fragen. Auf die Naziputzfrau angesprochen, meint Klamotte nach einigem Zögern, sich erinnern zu können, dass da irgendwann mal irgendwat mal war, kann schon sein. Zum Abschluss will er wissen, ob das Baumarkt-›k‹ nicht doch ausreichend sei, auch im Hinblick auf deutlich geringere Kosten, was ich heftig verneine.

Kurz nachdem ich aufgelegt habe, besucht Magnus mich im Büro.

»Die Milena ist absolut die gute Mitarbeiterin, das kannst du mir glauben.«

»Du setzt dich ja sehr für deine Kollegin ein. Läuft da was zwischen euch?« Ich starte einen Gegenangriff.

»Nein!« Magnus ist erstaunt. »Wie kommst du darauf?«

»Ihr versteht euch doch gut, und ständig diese Berührungen und Vertrautheiten ...«

»Du sollst nicht eifersüchtig sein, wir in Schweden haben ein absolut anderes Selbstverständnis zwischen die Geschlechter.«

»Ich bin nicht eifersüchtig. Man darf doch wohl noch nachfragen?«

Ich bin eifersüchtig! Nicht auf Magnus' Verhältnis zu Milena. Auf Magnus' freies Leben, auf seinen unbekümmerten Umgang mit meinen Mitarbeiterinnen.

»Wir haben da schwedische Lebensart, die will ich auch hier ein bisschen nach Berlin bringen, nicht nur meine Fo-

tografien. Mit Milena übe ich das absolut ein bisschen. Das verstehst du nicht korrekt.«

Ich kann meine Empfindungen nicht sortieren. Was Magnus sagt, tut mir weh.

In Schweden werde im öffentlichen Raum schon seit geraumer Zeit nicht mehr zwischen Frauen- und Männertoiletten unterschieden, fährt er fort, ausschließlich Unisexklos gebe es dort. Damit würde man in Berlin ja gerade erst anfangen. Auch in meinem Café seien die Toiletten ja noch recht altmodisch nach Geschlechtern getrennt.

Schließlich spürt Magnus meine innere Unordnung.

»Aber Frauen findest du doch noch gut, so wie früher, oder?« Er lacht verunsichert.

Ich bemerke, dass mein Gesicht errötet ist. Magnus versichere ich meiner Leidenschaft für das weibliche Geschlecht, das erleichtert ihn. Aber meine Gefühle zu Milena muss ich klären. Begehrt sie mich und kann es mir nicht zeigen? Oder zeigt sie es mir bereits und ich kann es nicht verstehen? Könnte es sein, dass ich in meiner mannigfaltigen Überforderung gar nicht merke, dass mich eine Frau anzieht, und ich unbewusst, für alle aber sichtbar, danach handele? Aber das könnte auch jede andere Frau aus dem Team sein.

Magnus reißt mich aus meinen Grübeleien: »Morgen habe ich dann die Schichtplan fertig. Wenn wir doppelte Frühschicht machen, dann benötigen wir noch absolut mehr Mitarbeiter.«

»Ich habe hier noch ein paar vielversprechende Bewerberinnen, die rufe ich morgen mal an und lade sie ein«, sage ich zweideutig und betone das »innen«. Ich stehe auf. »So, ich muss jetzt mal einkaufen gehen, sonst wird Shanti nervös, und das wollen wir ja beide nicht, oder?«

»Kannst du mir mitbringen ein paar Kondome?«, erwidert Magnus augenzwinkernd.

»Nein, kann ich leider nicht, ich habe schon so viel zu tragen.« Wir lachen uns an und ich beschließe, die Vorstellungsgespräche lieber alleine zu führen, ohne Magnus.

Die Lebensmitteleinzelhändlersituation in Berlin-Mitte ist schlecht. Kleinere Geschäfte konnten die steigenden Mieten nach 1989 nicht verkraften, zudem floh ihre Stammkundschaft aus dem Viertel. Als nennenswerter Supermarkt geht nur die sogenannte Ackerhalle durch. Dabei bezeichnet Ackerhalle das Gebäude und nicht den eigentlichen Supermarkt. Der Supermarkt ist Mieter der Halle und gehört einem der großen Filialisten an.

Ende des neunzehnten Jahrhunderts baute der Berliner Magistrat mehrere große Markthallen, die alle in dichtbesiedelten Wohngegenden lagen, um der gestiegenen Nachfrage und den Versorgungsansprüchen der schnell wachsenden Stadt gerecht zu werden. Zudem wollte man die Position der Kleingewerbetreibenden gegenüber den neuen Warenhausketten stärken.

Das alte Markthallengefühl kann man erahnen, die Decke schwebt in ungefähr zwölf Meter Höhe, getragen von einer eleganten Stahlkonstruktion, durchzogen mit Oberlichtern. Das Gebäude steht unter Denkmalschutz. Franz Biberkopf wäre hier koofen jegangen.

Vor dem Eingang in der Invalidenstraße stehen Fred und der General und verkaufen ihre Obdachlosenzeitung. Als sie mich erblicken, sagt Fred entschuldigend: »Mensch, Chef, gehste Nachschub holen? Sorry, aber heute Vormittag haben wir es nicht zu dir jeschafft. Wir wollen die letzten Sonnenstrahlen noch mitnehmen, bevor der Sommer ganz verschwindet. Läuft gut hier vor der Ackerhalle heute, aber wir wollten eh gleich zu dir kommen, wie vereinbart.«

Der Gedanke daran, dass die beiden in dem Gespenster-

haufen heute Morgen auch noch mitgemischt hätten, löst einen kleinen Panikanfall in mir aus.

»Mach dir keine Gedanken, das ist nicht so schlimm, wenn mal ein Termin ausfällt. Ist ja eher andersrum gemeint, unsere Vereinbarung.«

»Keine falsche Bescheidenheit, Chef! Vereinbart ist vereinbart. Wir kommen! Auf uns ist Verlass!« Fred wendet sich einem Kunden zu, der gerade sein Eurostück aus dem Einkaufswagen ausgelöst hat.

Schnell füllt sich mein Wagen mit Lebensmitteln, da ich nur wenige verschiedene Waren einkaufe, davon aber viel. An der Kasse bezahle ich mit Bargeld, alles kleine Scheine, die ich eben direkt aus der Kasse im Café genommen habe. Ein schönes Gefühl, wie ich dem Kassierer die Scheine in die Hand zähle. Ehrlich verdientes Geld.

Sechs volle, große Plastikbeutel hänge ich an den Lenker meines Fahrrades, drei rechts, drei links, und schiebe die Beute in Richtung Räuberhöhle. Starker Wind weht, graue, schwere Wolken kündigen den nächsten Regenschauer an. Alle scheinen deshalb ihre Schritte zu beschleunigen und sind auf der Suche nach einem Unterschlupf.

Als Shanti mich durch das Küchenfenster mit den Einkäufen sieht, kommt er gleich hinausgelaufen und nimmt mir die Hälfte der Beutel ab.

»Das wird höchste Zeit! Hier ist immer mehr los.«

Die Angst vor dem nahenden Regen treibt Gäste in das Café. Neue Gäste, man bemerkt es an den Blicken und daran, dass sie sich nicht gleich zurechtfinden. Milena und Magnus arbeiten gemeinsam im Tresen. Ihre Bewegungen sind harmonisch aufeinander abgestimmt, einem eingespielten Tanzpaar gleich.

Ich freue mich auf den Herbst.